Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 37 (1961-1962)

Heft: 4

Artikel: Kleine Erlebnisse, die mich zu Tränen rührten : Antworten auf unsere Rundfrage

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073899

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kleine Erlebnisse, die mich zu Tränen rührten

Antworten auf unsere Rundfrage

Das Tischtuch der Fremden

Ich war erst wenige Tage in New York und befand mich auf dem Weg zur Bank. Da ich die Richtung verloren hatte, wandte ich mich an eine ältere Frau, die sich auch sofort anerbot, mich an mein Ziel zu begleiten.

Auf unserem zehnminutigen Weg kamen wir ins Gespräch, und ich erzählte ihr, daß ich in fünf Tagen Hochzeit hätte und in welcher Kirche wir getraut würden.

Als der große Tag da war, und ich glücklich, aber etwas wehmütig aus der fremden Kirche trat und die mir fremden Gäste begrüßte (es waren alles Bekannte meines Mannes, der schon längere Zeit in dieser Stadt gewohnt hatte), trat unerwartet die freundliche Wegweiserin auf mich zu und drückte mir einen wundervoll verpackten Karton in die Hand. Bevor ich ihr danken konnte, war sie wieder verschwunden.

Wir haben viele und wertvolle Hochzeitsgeschenke erhalten, aber als ich das einfache, aber schöne Tischtuch auspackte, rollten mir wirklich Tränen der Rührung über die Wangen. Jedes Mal, wenn ich das Tuch ausbreite, denke ich mit weichem Herzen an jene fremde Frau, die mir das schönste Geschenk bereitet hat. Auf dem Kärtchen, das dem Paket beilag, stand geschrieben: «Da ich wußte, daß Sie als Fremde in unserer Stadt nicht viele Ihnen bekannte Gäste in der Kirche haben werden und zu einer Hochzeit unbedingt Menschen mit guten Wünschen gehören, mußte ich einfach kommen!»

* * *

Der Brand

Wir sind in den Ferien und haben Zeit und Muße. Vom gegenüberliegenden Wald kommt Rauch und Qualm. Wir spazieren hinüber und sehen, daß auf einem kleinen Hügel ein Bauernhaus lichterloh in Flammen steht. Feuerwehrsleute spritzen Wasser in den Dachstuhl, Frauen tragen einige Habseligkeiten ins Nachbarhaus, das Feuer züngelt zwischen den Schindeln hervor und frißt einen Fensterladen an, der krachend ins Gras fällt. Alles ist ein dermaßen spannendes und erregendes Schauspiel, daß ich im Moment an nichts anderes denke als an das Pech, meinen Photoapparat nicht bei mir zu haben.

Da kommt eine Bauernfrau durch die Wiese, in der einen Hand einen Mostkrug, in der andern ein Glas haltend. So geht sie zu jedem einzelnen Feuerwehrmann, schenkt mit zittriger Hand ein und nötigt jeden, ein paar Schlücke zu trinken. «Das isch d Frau, wo i dem Huus gwohnt hät», höre ich einen einheimischen Buben hinter mir flüstern.

Während krachend und brennend ihre ganze Habe in Asche versinkt, ist diese Frau fähig, an andere zu denken. Heiße Tränen der Scham und der Rührung rollten mir über mein Gesicht.

* * *

Tapferes, liebes Kätherli

An einem warmen Sommertag besuchte ich meine Schwester, um mit ihr eine wichtige Angelegenheit zu besprechen. Die dreieinhalbjährige Enkelin war bei ihr in den Ferien und wurde in den Garten geschickt, wo sie mit ihrer kleinen Gießkanne die Blumen spritzen dürfe, übrigens eine bei ihr sehr beliebte Beschäftigung, die sie meistens lange in Anspruch nahm. Aber schon nach kurzer Zeit schlüpfte Kätherli wieder zur Stubentüre herein und setzte sich schweigend auf einen Schemel neben Großmutters Stuhl. Da saß es nun still und stumm, die Händchen im Schoß, und sein sonst so sonniges Gesichtlein war bekümmert und nachdenklich.

Schließlich fragte die Großmutter: «Warum kommst du schon wieder? Es hat sicher noch viele durstige Blümlein im Garten!» Keine Antwort. «Ist etwas passiert?» «Ja.» «Was ist denn geschehen?» «Ein Bienlein hat mich gestochen.» Die Großmutter kann das nicht recht glauben und sagt: «Aber das tut doch weh!» – «Ja.» – «Wo hat es dich denn gestochen?» Und nun streckte Kätherli das rechte Händchen aus, und tatsächlich – die ganze Innenseite ist heiß und rot und hochgeschwollen.

Die Großmutter ist ganz erschrocken und spricht: «Ja, wahrhaftig, aber wie ist denn das passiert?» «Weißt du, das Bienlein war in der großen vollen Gießkanne und schwamm immer herum und konnte nicht mehr heraus. Da habe ich's halt herausgefischt, sonst wäre es ja ertrunken.» «Und zum Dank dafür hat dich das böse Bienlein gestochen!»

Da besinnt sich das kleine Meiteli einen Augenblick, plötzlich verliert sein Gesichtlein den bekümmerten Ausdruck und es erklärt: «Nein-nein, es war kein Böses – es mußte doch auch etwas zu fressen haben!»

Tapferes, liebes Kätherli! * * *

Das Brieflein an den Oberst

Das Regiment, das ich befehligte, lag im Winter 1941-42 in einem verlassenen Krachen des Oberwallis. Der Stab war in einem Weiler einquartiert, der aus einer Pension und wenigen Häusern bestand. Wo in Friedenszeiten Familien mit ihren Kindern sich bei den Freuden der Bergwelt und des Wintersportes erholten, begegneten sich nun seit vielen Wochen ständig dieselben Offiziers- und Soldatengesichter. Die meisten mochte ich gut. Fast alles tüchtige Leute, mancher auch recht unterhaltsam. Am Abend ging es hie und da hoch her, bei Wein und Soldatenliedern. Auch beim Jassen – einer meiner Hauptleute hatte eine besonders vergnügliche Art, das «Zwicken», eingeführt – waren wir oft bis ein, zwei Uhr morgens guter Dinge. An Sonntagen war manchmal eine unserer Frauen oder gar die schöne Braut unseres Verbindungsoffiziers zu Besuch. Die Wirtin selber schien uns recht geistvoll, und die Serviertochter war zwar keine Gilberte, aber der Stolz der Walliserin machte sie doppelt lieblich.

Dennoch hatte die Atmosphäre manchmal etwas Trostloses. Immer wieder suchte man in den Nachrichten, die ein alter Radiokasten von sich gab, die Hoffnung, daß wir nicht auf alle Ewigkeit von diesem Scheusal Hitler bedroht, hier oben würden Wache halten müssen. Am Tag des Heiligen Abends fühlte ich mich besonders einsam. Vielleicht noch mehr als die andern, weil ich keinen Kameraden mit gleichem militärischem Rang hatte. Die Wirtin war daran, uns ein kleines Bäumchen zu bereiten. Und auch die Feier bei der Stabskompagnie im nächsten Weiler versprach ganz erhebend zu werden, hatten sich doch, wie überall im Schweizerland, vom Pfarrer über den Gesangverein bis zu den Schulkindern die Einheimischen gegenseitig zu überbieten versucht, um den Soldaten eine schöne Weihnacht zu bereiten. Aber meine Gedanken wanderten heimwärts in eine ganz bestimmte Stube. Nicht weil diese zu einer der schönsten Villen gehörte, die damals in meiner Vaterstadt sich befanden, sondern weil die Meinen, meine Frau, die beiden Buben, von denen einer auch schon die Rekrutenschule hinter sich hatte, und die Tochter dort beisammen waren, um Weihnachten zu feiern. Ich betrachtete ihr Päckchen, las ihre Briefe.

Da brachte mir die Postordonnanz ein großes Couvert. Darin war von Kinderhand eine Zeichnung: ein Soldat, halb schlafend, halb traurig vor einem Bäumchen sitzend. Genau so war es hier oben. Dazu ein Brieflein mit ungelenker Schrift: «Lieber Soldat!» Und dann rührende Sätze über das Vaterland, das wir in den Bergen auch für sie verteidigten. Daß wir doch sehr einsam sein müßten. Daß aber auch sie, die Briefschreiberin, eine neunjährige An-

nette, und ihre Kameradinnen im Namen aller da unten im Mittelland dafür dankten und in Gedanken bei uns seien. Nun, ich wußte, daß dies nur einer von Tausenden von Soldatenbriefen war, wie sie Schulbuben und Schulmädchen in jenem Jahr fast überall in der Schweiz auf Geheiß der Lehrer hatten schreiben müssen. Und daß mir offenbar ein besonders schöner zugeschickt worden war, verdankte ich wohl erst noch meinem Rang. Aber dieses kleine Mädchen hatte das alles doch so echt und einfühlend ausgedrückt, und es paßte so gut zu meiner Stimmung, daß mir die Tränen tatsächlich nur so über die Wangen herunterkollerten. Ich war froh, daß die Postordonnanz bereits außer Sicht war.

* * *

Das Bekenntnis

Vor einiger Zeit nahm ich an einer Versammlung teil, in der Pfarrer, Prediger und andere Vertreter kirchlicher und freikirchlicher Institutionen die Frage prüften, was im Sinne der Ökumene getan werden könne, um das die Christenheit Trennende zurückzustellen, um das viel Wichtigere, das sie gemeinsam hat, zu fördern.

Im Laufe der dem Vortrag folgenden Diskussion äußerten sich verschiedene Delegierte über ihre Vorstellungen einer allumfassenden Kirche, bei der die heute bestehenden Sonderzüglein ihre Berechtigung verloren haben würden.

Schließlich ergriff auch ein Vertreter der Heilsarmee das Wort, ein schon etwas gebrechlicher alter Herr, mit weißen Haaren und leuchtend blauen Augen. Er redete mit großem Ernst davon, wie auch ihm die Einigung der Kirchen eine Herzensangelegenheit sei. Zum Schluß aber müsse er doch ein Bekenntnis ablegen: So sehr er sich die Einheit der Kirchen wünsche, so traurig müßte es ihn stimmen, wenn er glauben müßte, daß einmal eine Zeit kommen könnte, in der es auf der Welt für die Heilsarmee keinen Platz mehr hätte. Als der greise Kämpfer das mit zitternder Stimme vorbrachte, kamen mir die Tränen.

* * *

Die Ferien

Was mir einmal eine einfache Frau von ihren einzigen Hotelferien ihres Lebens erzählt hat, rührte mich zu Tränen.

«Es war während des letzten Krieges», so fing sie an, «als mein Mann als Sanitätsgefreiter über längere Zeit in Interlaken stationiert war. Er lud mich ein, eine Woche Ferien in Interlaken zu verbringen, damit ich ihn jeweils am Abend treffen könne. Zuerst zögerte ich mit meiner Zusage, denn ich hatte noch gar nie daran gedacht, daß ich je in ein Hotel in die Ferien gehen könnte. Weil ich aber merkte, daß Emil sich so darauf freute, mich ein paar Tage in seiner Nähe zu haben, und weil wunderbares Herbstwetter war, fuhr ich nach dem Sonntagsurlaub meines Mannes gleich mit ihm und bezog ein kleines freundliches Zimmer in einem einfachen Gasthof, den Emil ausgekundschaftet hatte.

Die erste Nacht an einem fremden Ort konnte ich kaum schlafen, aber ich fand es herrlich, an den gedeckten Frühstückstisch zu sitzen. Dann schaute ich bis zum Mittagessen das Dorf an und ließ mir das auch für Kriegszeiten reichliche Menu schmecken. Aber schon der Nachmittag wollte kein Ende nehmen; ich spazierte wieder Dorf auf, Dorf ab, die Auslagen der Läden kannte ich bald auswendig und die berühmte Blumenuhr hatte ich genügend angeschaut. Es wurde mir angst und bang, wie ich die folgenden Tage überstehen würde, und ich wartete sehnlich auf das abendliche Hauptverlesen, nach welchem ich Emil abholen konnte. Natürlich verriet ich ihm nichts von meiner Langeweile, er wollte mir doch mit den Ferien Freude bereiten. Nachdem mich Emil ins Hotel zurück gebracht hatte, nahm ich mir ein Herz, ging zur Wirtin und fragte sie, ob sie nicht für die nächste Zeit etwas Arbeit hätte, ich würde gerne kochen, abwaschen, betten, keine Arbeit wäre mir zu gering oder zu viel, weil ich das Arbeiten gewohnt sei und ich mich hier sonst ohne Beschäftigung so langweile.

Die Wirtin machte zuerst ein verdutztes Gesicht, faßte sich aber rasch und meinte sie müsse schnell mit ihrem Mann Rücksprache nehmen. Die Beiden machten mir schließlich den Vorschlag, ich sollte die Wirtin bis zum Samstagabend vertreten, weil sie und ihr Mann schon seit langem gerne ein paar Tage Ferien gemacht hätten und mangels zuverlässigen Personals nie dazu gekommen wären. Für die Bedienung in der Wirtsstube sei noch die Serviertochter da und die Saison sei ohnehin zu Ende. Darum wäre ich auch am Abend vor dem Hauptverlesen immer frei. Sie übergaben

mir die Schlüssel des Hauses und verreisten am nächsten Morgen.

Also sorgte ich in den kommenden Tagen für die wenigen Gäste. Es waren zumeist Hochzeitspärchen, die damals ja nicht ins Ausland reisen konnten. Ich wies ihnen die Zimmer an, kochte für sie, wie ich es von zu Hause her gewohnt war, brachte die Zimmer in Ordnung und war den ganzen Tag beschäftigt bis zum abendlichen Spaziergang mit meinem Emil, der natürlich nichts von allem ahnte. Am Samstagabend spät kamen die Wirtsleute nach Hause. Sie bedankten sich herzlich, verlangten auch keine Pension von mir und bezahlten mir sogar noch das Retourbillet. «So», schloß Frau M. ihre Erzählung, «habe ich die schönen und abwechslungsreichen Hotelferientage noch in bester Erinnerung.» * * *

Das Taschentuch

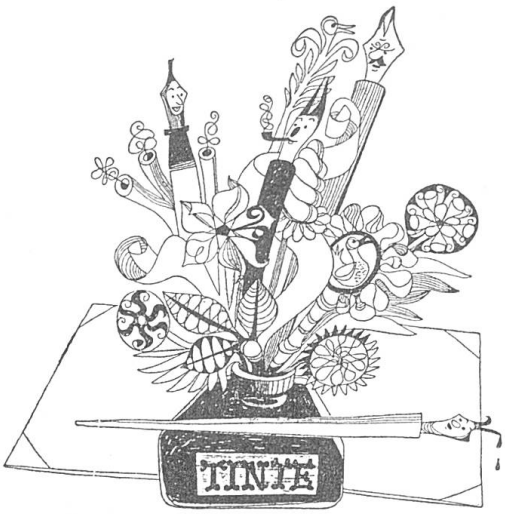
Auf einem Marschhalt in Dänemark hatte ich das kleine Erlebnis, das sich später auf anderen Reisen manchmal wiederholte, zum ersten Mal. Als ich ein frisches Taschentuch, das ich aus dem Rucksack genommen hatte, öffnete, und mir dabei der saubere Geruch von geglätteter Wäsche in die Nase stieg, sah ich plötzlich meine Mutter vor mir, wie sie, vielleicht auch jetzt, die Wäsche besorgt. Während all mein anderes Gepäck bereits nach Eisenbahn und Jugendherberge, nach Meerwasser und Schweiß roch, dies Taschentuch trug noch den leisen lieben Duft von daheim, und ließ mich plötzlich an sie alle denken, an die Eltern, Brüder und Freunde. Wie es ihnen wohl gehen mochte?

Ich sog den Duft des Taschentuches lange ein und schneuzte mich dann.

Seither habe ich mich oft gefragt, was ich denn letzten Endes auf meinen Reisen suche. Vielleicht das Heimweh? * * *

Selig sind die geistig Armen

In unserem Quartier wohnt ein Knabe, der zu allen Nachbarn sehr nett und freundlich ist. Trotzdem wird er immer wieder von den andern Kindern gefoppt und gehänselt, denn Walter, der sie alle um Haupteslänge überragt, ist geistig zurückgeblieben. Der Arme muß meist abseits stehen, wenn die anderen fröhlich zusammen spielen. Da ich seiner Mutter sehr zugetan bin, andererseits aber zwei Buben habe, die trotz allen scharfen Ermahnungen und Strafen bei den grausamen kindlichen Quälereien oft mitmachen, werden die freundschaftlichen Beziehungen immer wieder durch solche Vorfälle getrübt, so daß ich mit der Zeit direkt einen Widerstand gegen diesen unschuldigen Knaben bekam und selber versuchte, meine Kinder vom Verkehr mit ihm fernzuhalten, um so jeden Anlaß zu Reibereien zu vermeiden. Walter aber hat ein ausgesprochenes Mitteilungsbedürfnis und kommt des öftern, wenn er mich allein sieht, zu mir in den Garten oder ans Küchenfenster, um zu plaudern oder zu versuchen, sich im Hause nützlich zu machen.



STILBLÜTEN

«Ich werde den Schnupfen nicht los nebst meiner Frau.»

*

Wenn einer geistliche Arbeiten verrichten muß, braucht er viele Kalorien.

*

Ein Sechstkläßler schreibt: Im Urserntal liegen Andermatt und Hochspital.

*

Aus dem Leben eines Fünftkläßlers:

Am 18. Januar gebahr ich in Ebnat-Kappel.

Eines Sonntags ging alles schief in meiner Haushaltung. Das Jüngste hatte den halben Vormittag ohne ersichtlichen Grund geschrien, die großen Buben kamen streitend aus der Sonntagsschule heim, ich war stark erkältet und das Mittagessen kam verspätet auf den Tisch. Wie ich nun trübselig am Fenster der unaufgeräumten Küche stand und in den herbstlichen Regennachmittag hinausstarrte, sah ich, wie sich Walter auf der nassen Straße an unserem Gartenzaun herumdrückte und mir durch Gebärden zu verstehen gab, daß er mir gerne etwas sagen möchte. Momentan hatte ich aber weder Lust noch Geduld mich mit ihm abzugeben. Ich übersah also sein Gestikulieren und machte mich an meine Arbeit. Aber mein schlechtes Gewissen dem unschuldigen Kinde gegenüber ließ mich nach einiger Zeit doch wieder einen Blick zum Fenster hinauswerfen. Da stand der arme Kerl noch immer unter den tropfenden Birken und rief zu mir hinüber.

Seufzend öffnete ich das Fenster. «Was möchtest du mir erzählen, Walter?» fragte ich. Da ging ein Leuchten über sein sonst etwas stumpfes Gesicht: «Ich war in der Kirche heute und habe gebetet», stieß er hervor. «Das ist brav von dir», sagte ich, zwar etwas weicher gestimmt, aber noch immer nicht gewillt, mich auf ein längeres Gespräch einzulassen. «Ich habe auch für Sie gebetet», sagte da Walter, und nun strahlte er, als brächte er mir ein kostbares Geschenk dar.

Da erfaßte mich eine Welle der Beschämung und heiße Tränen der Rührung stiegen in mir empor. Das Gebet des armen Unschuldigen hatte etwas in mir gelöst, das sich anschickte, meine Seele zu verhärten – und ist das nicht ein Geschenk, wie es größer kein Dichterwort zu geben vermöchte? * * *

Der Kuchen

An einem Augustabend gegen sechs Uhr stiegen meine drei Kinder und ich die Dorfstraße hinan, unserem Häuschen zu. Wir fanden uns alle in angeregter, froher Stimmung, denn das siebzigste Geburtstagsfest unserer Großmutter und Mutter hatte uns von neuem wieder erleben lassen, wie schön es ist, einander in Liebe Freude zu bereiten.

Da bemerkten wir eine uns unbekannte Dorfbewohnerin, die mit einem Brief in der Hand grüßend winkte, eine tapfere Frau, Witwe seit dem ersten Weltkrieg. Beim Nähertreten sahen wir mit Bestürzung, daß über einem wehmütigen Lächeln ihres Mundes ihre Augen voller Tränen standen. Um sie etwas von ihrem Kummer abzulenken, erzählte ich ihr von unserem Geburtstagsbesuch. Sich wieder fassend, rief sie aus: «Seid ihr noch eine prächtige Familie, wie man sie in früherer Zeit oft beisammen sah! Hört, ich habe heute morgen einen großen Kuchen gebacken, – ich wußte nicht für wen. Jetzt weiß ich es – ihr müßt ihn haben!» Bevor wir Worte fanden, war sie hinter ihrer Wohnungstür verschwunden.

Mein Herz zog sich zusammen, und ich mußte mit den Tränen kämpfen. Wie viel durchlittene Einsamkeit offenbarte sich mir während dieser Minuten des Wartens. Ein Brief, von dieser Frau abgeschickt und vielleicht beantwortet, bildete wohl oft die einzige Verbindung mit der Umwelt. Und nun wurden wir glücklichen, verwöhnten, mitten im Leben stehenden Menschen von dieser Frau noch beschenkt!

Als sie mit dem wunderbaren Kuchen wieder erschien, vermochte ich ihr nur fest die Hand zu drücken. Ich hoffe, daß sie in meinem Blick die stumme Abbitte las dafür, daß ich bis jetzt nicht auch Zeit für sie gefunden hatte. * * *

Der Gemeinschaftsacker

Ich war Ende September 1939 in Valzeina in Graubünden im Aktivdienst. Am Abend nach dem Hauptverlesen besuchte ich mit meinen Kameraden öfters ein Bauernhaus, wo wir nach Herzenslust Milch trinken konnten. Das Haus wurde zur Zeit von der Bäuerin allein verwaltet, da ihr Mann und Sohn noch auf einem nah gelegenen Maiensäß tätig waren.

Als wir wieder einmal das Bauernhaus aufsuchten, gewahrte ich in einiger Entfernung die Bäuerin mit andern Bauern auf einem Acker. Ich überquerte die Wiese und begrüßte die Frau, die eben daran war, einen Sack mit Kartoffeln zu füllen. Auf meine Frage, was denn das für Leute seien, die auf ihrem Acker ebenfalls Kartoffeln ausgruben, bemerkte sie, daß es sich hier um einen Gemeinschaftsacker handle.

«Wie sind denn die verschiedenen Abschnitte markiert, damit es zu keinen Streitigkeiten kommt?»

«Wägä däm gits undar ünsch kain Striit», meinte die Bäuerin, «as nümt jeda nur sövel, as ar bruucht!»

Von der menschlichen Würde dieser Bauern war ich im Tiefsten berührt. * * *

Die unmilitärische Schwäche

Als Artillerie-Hauptmann des Landsturms hatte ich bei der Mobilmachung 1939 eine neu gebildete Batterie zu übernehmen. Kader und Mannschaft, welche sich aus allen Himmelsrichtungen zum Appell einfanden, waren einander völlig fremd. Ich legte deshalb besonderen Wert darauf, eine richtige «Einheit» zu schmieden und einen flotten Kameradschaftsgeist zu wecken, was mir auch in kürzester Frist gelang. Es entwickelte sich bald eine Zusammengehörigkeit und ein «Batterie-Geist», die auf gegenseitigem Vertrauen basierten. Nur meine vermeintliche «Härte» in Urlaubsangelegenheiten wurde mir – dies wußte ich genau – übel vermerkt. Sie war jedoch bedingt durch die Tatsache, daß ein minimaler Mannschaftsbestand vorgeschrieben war, um jederzeit einsatzbereit zu sein.

Da erhielt ich eines Tages den Befehl, einen Soldaten in eine andere Einheit, eine Festungsbatterie, zu versetzen. Ich brachte es aber nicht über mich, einen meiner Kameraden einfach abzukommandieren. Auf die Umfrage durch den Feldweibel meldete sich niemand, und so tat ich denn etwas ganz «Unmilitärisches»: ich schritt zu einer Verlosung.

Das schwarze Los traf einen flotten, bäumigen Kanonier, wohl an die hundert Kilo schwer, der dadurch völlig niedergeschmettert war. Als er sich bei mir abmeldete, hatte der starke Mann Tränen in den Augen. Ich sprach ihm Mut zu und – plötzlich übermannte es mich, und ich mußte mich zusammenreißen, um meine Schwäche durch eine äußerliche Härte zu verdecken. * * *

Das Hühnchen

Nach der Geburt eines Kindchens lag ich glücklich im Spitalzimmer, umgeben von Blumen und Geschenken von Verwandten und Bekannten. Eines Abends klopfte es schüchtern an die Tür, und herein schlüpfte eine uns treu ergebene Italienerin und legte mir freudestrahlend ein heißes Paket auf die Bettdecke. Zögernd löste ich die warmen Hüllen – und zum Vorschein kam ein zartes, frischgebratenes Hühnchen!

Die Frau mußte sich dieses Geschenk sicher vom Munde abgespart haben, aber wie leuchteten ihre Augen, als sie mir mit einem leicht verächtlichen Seitenblick auf meinen Blumenschmuck treuherzig erklärte: «Das gibt Milk für Kindli, nit Blume!» * * *

Tü-Tä-Tuu . . .

Es war an der Weltausstellung in Brüssel im Jahre 1959. Beim Eintritt in den Schweizer Pavillon wurde man gleich in die wuchtigen Schweizerberge versetzt. Als nun ganz unerwartet der melodische Dreiklang unserer Postautos, die die Alpenpässe befahren, ertönte, packte mich ein so starkes Heimatgefühl, daß ich die Tränen nicht zurückhalten konnte.

* * *

Das Erwachen zu neuem Leben

Der tropische Tagesanbruch unterscheidet sich von demjenigen in der Schweiz vor allem durch seine Plötzlichkeit. Ist um fünf Uhr noch stockfinstere Nacht, so ist um 5.30 Uhr bereits hellster Tag. In der halben Stunde, die zwischen dem ersten schwachen Hervorgucken des obersten Randes der Sonnenkugel und ihrem vollen Erscheinen über dem Horizont liegt, kristallisieren sich langsam aus dem tiefen Dunkel immer hellere Umrisse heraus, leuchten mehr und mehr Farben auf, bis die ganze Landschaft in ihrer vollen Pracht dasteht, überflutet von den lebensspendenen Sonnenstrahlen.

Nebst der unvergleichlichen Farbenpracht, die sich meinem Auge darbietet, ist es vor allem das Gefühl, einer Wiedergeburt aus dem Tode, einem Erwachen zu neuem Leben gegenüberzustehen, das mich jedes Mal von neuem aufs Tiefste ergreift und ab und zu sogar auf die Knie zwingt. Diese Sonnenaufgänge haben mich mehr als jegliche Theorie der Überzeugung näher gebracht, daß der Tod nicht das Ende bedeutet, sondern daß damit nur ein Kapitel abgeschlossen ist, dem ein Erwachen zu neuem Leben folgt. * * *

Die Schwarzwäldertorte

Ich sitze in einem Tea-Room, der für seine herrlichen Rahmspezialitäten weitherum bekannt ist. Mir gegenüber nimmt eine ältere, ärmlich gekleidete Frau Platz und bestellt ein Stück Schwarzwäldertorte.

Wie die Serviertochter diese Spezialität bringt, muß ich tatsächlich gegen meinen aufsteigenden «Gluscht» ankämpfen. Das Stück Torte sieht verlockend aus, doch denke ich an meine guten Vorsätze und schlage mir deshalb vernünftigerweise – den Kalorienreichtum ausdem Kopf.

Offenbar ahnt meine Tischnachbarin etwas von meinem heroischen Kampf, nur wird er von ihr ganz anders gedeutet. Zuerst sieht sie mich verstohlen und mit leisem Bedauern an, schiebt dann ihren Kuchenteller in die Mitte des Tisches und ermuntert mich freundlich: «Nämed Si Ire Kafilöffel und fanged Si hine am Stuck a».

Erstaunt und zaghaft esse ich wirklich ein paar Bissen, bekomme dann aber plötzlich ein merkwürdiges Würgen im Hals. Die spontane Herzensgüte dieser Frau und die Ungewohntheit des menschlich-nahen Erlebnisses hat an mein Innerstes gerührt. * * *

VEXIERBILD ALS KARIKATUR

Aus der Zeit der Einigung Italiens

Der österreichisch-ungarische General Gyulai (1798 bis 1868) zieht in den Krieg. Wie kommt er zurück?

Die Hemden

Mit der Rührung ist es eine eigene Sache. Ich vermute, man weiß nie so ganz genau, warum einen gerade eine ganz bestimmte Sache so besonders zu rühren vermag. Auf jeden Fall trifft das auf jenen Vorfall zu, den ich nun schildern will.

Es stand bei uns seit vielen Jahren ein Ehepaar in Diensten. Die Frau als Haushilfe und der Mann als Chauffeur und Gärtner. Die beiden schienen sich ungemein gut zu vertragen, ja sie kamen uns gelegentlich geradezu als ein Musterehepaar vor. Da machte der Mann die Bekanntschaft einer andern Frau. Wir wußten davon natürlich nichts, seine Frau erst recht nichts, bis zu jenem Tage, an dem er ihr klipp und klar erklärte, sich von ihr scheiden zu wollen.

Die Frau fiel aus allen Himmeln, sie konnte überhaupt nicht daran glauben, daß es ihrem Mann mit seiner Eröffnung ernst war, bis er sie verließ, um mit seiner Freundin zu leben.

Jene Frau, mit der unser früherer Chauffeur nun zusammen war, hat keiner von unserer Familie je gesehen. Wir hörten nur durch eine Tochter des getrennten Ehepaars, welche die Beziehung mit ihrem Vater aufrecht erhielt, daß dessen neue Lebensgefährtin, wenig häuslich gesinnt, ihren Freund eher vernachlässige.

Eines Tages trat nun unsere Haushilfe verlegen mit der Frage an mich heran, ob sie mich um einen Gefallen bitten dürfe, es dürfe aber niemand je etwas erfahren, am wenigsten ihr Mann. Ich gab mein Einverständnis unter der Voraussetzung, daß es sich um etwas handle, was ich verantworten könne.

Die Frau fand nur mühsam den Weg, um mir ihr Anliegen vorzubringen. Aber schließlich begriff ich, wo sie hinauswollte. Ohne Umschweife zusammengefaßt, ging es um das folgende:

Die Frau hatte durch ihre Tochter vernommen, daß ihr treuloser Mann mit ungepflegten

Kleidern und vor allem in Hemden mit ausgefransten Kragen herumlaufe. Diesen Gedanken könne sie nicht ertragen, sagte sie, ihr Mann tue ihr so leid, sie wisse ja, daß er selber viel zu ungeschickt für solche Sachen sei. Da habe sie ihm nun eben drei Hemden gekauft. Ob ich diese ihrem Mann schicken würde, aber nicht von hier aus, sondern von B., in das ich ja jede Woche einmal fahre, und mit einem Kärtchen versehen, das sie nicht verraten würde. Sie drückte mir das Paket in die Hand, das ich ohne zu wissen warum öffnete, und dann, als diese drei neuen Hemden auf dem Tisch lagen, – da sind mir tatsächlich Tränen in die Augen gestiegen. * * *

Das Abendmahl

Viele Jahre liegt es zurück, seit ich mit großer Erwartung und tiefer Hingabe den Konfirmandenunterricht bei unserem verehrten Pfarrer besuchte. Ich freute mich auf die Konfirmation, und darauf, mein Gottvertrauen mit einem «Ja» zu bekennen. Die Konfirmationsfeier am Palmsonntag mit Eltern, Großeltern und Paten war unvergeßlich schön. Aber je näher der Karfreitag rückte, um so bedrückter wurde ich, denn meine Eltern hatten schon lange zum voraus gesagt, sie kämen dann nicht mit mir zum ersten Abendmahl. So ging ich mit einer Freundin, und ich kam mir verloren und einsam vor inmitten der vielen von ihren Eltern begleiteten Konfirmanden. Als der Pfarrer das Brot in die Reihen verteilte und mit den vordern, dicht besetzten Bänken fertig war, sah ich, wie er mit gemessenem Schritt durch die ganze Kirche schritt, gegen die Ausgangstüre. Verwundert sah ich ihm nach und entdeckte in der allerhintersten Reihe, ganz alleine, meinen überaus geliebten Vater, dessen Anblick mich nie mehr wie damals in jenem Moment, als auch ihm der Pfarrer das Abendmahlbrot reichte, so gerührt hat. Die Tränen floßen mir wie Bäche.

Als ich nachher am Arm meines lieben Vaters fragte, warum er trotzdem gekommen sei, sagte er mir, er hätte es ja nötiger als ich.

***

«Töörfed mer na schnuufe?»

Von einer Woche auf die andere sah ich mich gezwungen, mein und meiner Kinder Lebensunterhalt zu verdienen. Mein Mann hatte uns verlassen – «um das Leben noch etwas zu genießen», wie er sich ausdrückte. Ich hatte nie einen Beruf erlernt, war aber geschickt im Kleidernähen. Meine Hoffnung, dank dieser Fähigkeit in der Kleiderfabrik unserer kleinen Stadt angestellt zu werden, erfüllte sich. Am Abend aber war ich meist todmüde, körperlich und seelisch, daß ich glaubte, kein lautes Wort mehr ertragen zu können. Und doch: Ich mußte, mußte einfach durchhalten!

So saß ich eines Abends wieder zu Hause an der Nähmaschine, um den Berg Heimarbeit abzutragen, den ich am Feierabend vom Geschäft nach Hause gebracht hatte. Es galt einfach Geld zu verdienen für das Nötigste. Die Sorgen häuften sich immer mehr, und grenzenloses Alleinsein umfing mein Herz. Was Wunder, daß ich das Geplauder der Kinder kaum mehr ertrug? Unbekümmert, wie sie noch waren, und gewohnt, daß ich sonst immer Zeit gehabt hatte für sie, erzählten sie munter und in großem Durcheinander ihre Erlebnisse aus der Schule und dem Kindergarten. In meiner Müdigkeit und Verzweiflung schien mir mein Kopf fast zu zerspringen.

«Kinder», fuhr ich sie ungeduldig an, «seid jetzt um Himmels willen einige Minuten ruhig!»

Zuerst erstaunt und dann vorwurfsvoll schauten mich drei Augenpaare an. Die vielen Eindrücke, die jede Begegnung mit der Außenwelt in den kleinen Seelen hinterlassen hatte – so viel Angesammeltes, welches erklärt und gefragt werden mußte! Und nun, da die Mutter endlich da war, sollte man noch länger warten, noch einmal einige Minuten schweigen?

Da saßen sie am Boden zu meinen Füßen, die eben noch strahlenden Gesichter wie erloschen. Tränen der Enttäuschung standen in den Augen der beiden Mädchen, und der kleine Armin drückte seinen Kopf an meine Knie. Leise und schüchtern fragte er: «Aber gäll Muetti, schnuufe töörfed mer na?»

Ganz erschrocken schaute ich meinen Buben an. Mit einem Schlag wurde mir klar, was ich angerichtet hatte. Blitzartig kam mir meine eigene glückliche Kindheit in den Sinn, mit allem Schönen, den abendlichen Märchen, dem gemeinsamen Singen, der unerschöpflichen Geduld meiner Mutter . . .

Wärme und unendliche Liebe kamen in mein bitteres Herz, und ich umarmte die Kinder mit dem festen Vorsatz, ihnen eine tapfere und fröhliche Mutter zu sein, die immer bereit war, zu hören, was sie mir erzählen wollten. * * *